

Aus Prinzip verantwortungslos

Wer in Washington ins Schwimmbad geht, trifft die seltsamsten Leute. Etwa den politischen Architekten des Irak-Kriegs, Paul Wolfowitz. Er springt ins Becken, als wäre nichts gewesen. Nicht nur seine Fehler bedat die Welt heute aus.

Z WASHINGTON, im August den überraschenden Privilegien des Lebens in der amerikanischen Hauptstadt gehört es, dass der Einstieg in die öffentlichen Schwimmbäder für die Einwohner der Stadt frei ist. Dieses Angebot der öffentlichen Hand nutze ich dreimal die Woche für jeweils eine halbe Stunde. So stand ich vor kurzem an einem Sonntag wieder einmal gedankenverloren an der Kasse, wo die Kontrolle der städtischen Meldestätigung stattfindet. Reine Routine.

Doch diesmal ist etwas anders. Aus dem Augenwinkel heraus bemerke ich, dass der Mann, der genau vor mir in der Schlange steht, ein ehemals bekannter Politiker ist: Paul Wolfowitz, unter Präsident George W. Bush nicht nur stellvertretender Verteidigungsminister, sondern auch Chefarchitekt – wenn nicht gar hinter den Kulissen Chefantreiber – der fatalen Irak-Invasion im Jahr 2003. Wolfowitz argumentierte unerschütterlich, Saddams Irak stecke hinter Al Qaida und den Anschlägen vom 11. September 2001. Er hatte seinen amerikanischen Mitbürgern versprochen, dass sich die Irak-Invasion von selbst finanzieren würde, weil den Vereinigten Staaten Einnahmen aus der nach dem Einnmarsch in den Irak gesteigerten Ölproduktion zugutekämen. Im besten Fall war das eine grobe Fehleinschätzung. Wahrscheinlicher ist, dass es eine bewusst in Kauf genommene Notlüge war, um den Amerikanern vorzutäuschen, das ganze Manöver zur Befreiung des Iraks – natürlich im Geiste der Demokratieförderung – sei umsonst zu haben.

Da es in diesem Sommer in den Vereinigten Staaten jüngst ungewöhnlich viele Nachrichten über Haiangriffe an den Badestränden der Ostküste gegeben hat, kam mir – in entspannter Sonntagslaune – das Bild in den Kopf, dass es nun wohl auch in Washington solche Hai-Attacken im Wasser gibt. Jedenfalls sind die Opfer des Wirkens von Paul Wolfowitz mit Blick auf Menschenleben und Verstümmelungen – schon allein unter amerikanischen Soldaten gerechnet – sehr viel höher als das Unwesen, das alle Haie über Jahrhunderte zusammengenommen getrieben haben. Es gibt Schätzungen, denen zufolge selbst bis ins späte sechzehnte Jahrhundert zurückgerechnet noch keine tausend Menschen von Haien getötet worden sind.

Ungeachtet solcher Überlegungen gehört es in der amerikanischen Hauptstadt, in der einem ehemaligen Offizier mit einiger Regelmäßigkeit über den Weg laufen, zum guten Ton, selbst solchen Zeitgenossen, die in ihrer Amtszeit massiv danebengegriffen haben, nicht auf die Pelle zu rücken. Sie sind nun eben wieder Privatleute. Ohne meinen Mitschwimmer Wolfowitz also ins Gespräch zu ziehen, kam mir doch ein pikanter Gedanke: Wie wäre es, wenn dieser Mann nicht das Privileg der amerikanischen Staatsbürgerschaft genießen würde? Was wäre, wenn er stattdessen zum Beispiel Serbe wäre? Unter solchen Vorzeichen könnte er wohl in keiner öffentlichen Schwimmbad der zivilisierten Welt das Privileg für sich in Anspruch nehmen zu baden. Denn wäre Wolfowitz Serbe, hätte er wohl heutzutage eine Anklage des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag gegen sich laufen. So, wie es im Fall von Milošević und anderen der Fall ist. Die Vereinigten Staaten haben aber bekanntermaßen die Konvention zur Einrichtung des Strafgerichtshofs nicht unterzeichnet, um ihre Amtsträger nicht vor solchen Zugriffen zu schützen.

Paul Wolfowitz selbst stellt gar nicht das eigentliche Problem dar, er ist vielmehr ein Symptom dafür. Warum ist es bei allem Gerede in den Vereinigten Staaten über die Unentbehrlichkeit von Eigenverantwortung als gesellschaftlichem Organisationsprinzip zugleich so, dass wir unseren Staatsbürgern Straflosigkeit zugestehen, wenn es um das Wirken im öffentlichen Raum geht? Der Anwendungsbereich für diese sonderbare amerikanische Doktrin reicht dabei weit über Fragen des Kriegs- vom Zaune-Brechens hinaus. Bedenken wir nur die folgenden sechs Tatbestände.

Nach der Präsidentenwahl im November 2000 schwang sich der Oberste Gerichtshof dazu auf, den neuen Präsidenten zu bestimmen. Er verzichtet dabei darauf, den Auszählprozess im wahlentscheidenden Bundesstaat Florida in ordentlicher Weise wiederholen zu lassen, um so ein verlässliches Bürgervotum sicherzustellen.

Das politische Washington, so reich es bekanntermaßen an Informationsquellen bis hin zur feinsten Verstümmelung weltweiter Spionage mittels der NSA-Tentakel ist, ignoriert Warnungen im Vorfeld des 11. Septembers 2001. Dafür ist bis heute niemand zur Verantwortung gezogen worden. Obendrein wird auch das dubiose Wir-

ken Saudi-Arabiens im unmittelbaren Umfeld der Anschläge bis heute unter Verschluss gehalten. Wer will da wen schützen und warum?

Die Fehler im Umfeld des Irak-Krieges reichten über den Tatbestand fingierter Belege für das Vorhandensein von Massenvernichtungswaffen hinaus. Während der anschließenden Besatzung wurden immer wieder schwere Fehler begangen. Es wurden Milliarden Dollar für den Wiederaufbau veruntreut. Die Konsequenzen? Am besten sind sie mit den englischen Wörtern beschrieben: *Don't ask, don't tell*.

Wer erinnert sich heute noch – trotz allen damaligen Medienspektakels – an die katastrophalen Zustände, die im August 2005 vor allem in New Orleans zu den tödlichen Effekten des Hurrikans „Katrina“ geführt haben? Auch hier blieb es bei der Frage nach juristischen Konsequenzen bei einer Fehlanzeige.

Und dann der Subprime-Skandal, der 2008 zur großen weltweiten Finanzkrise führte, die auf die eine oder andere Weise bis heute nachhält? Während hier die Unerfahrenheit und zum Teil auch die Ignoranz unter amerikanischer Einkommensschicht, insbesondere von hispanischen Immigranten, ausgenutzt wurde, vertritt das „Wall Street Journal“ resolut bis zum heutigen Tag eine ganz andere Meinung: Die eigentliche Ursache sei in zu rigiden Regierungsvorschriften zur Förderung des Wohnungseigentums auch für untere Einkommensschichten zu erkennen. Das erklärt aber nicht, warum das Ganze eine solche Reichweite hatte.

Auch bleibt äußerst fraglich, warum sich die amerikanische Bundesbank, die ja der Wahrung der volkswirtschaftlichen und finanziellen Wohlfahrt des Landes verpflichtet ist, zu keinem Zeitpunkt genötigt sah, beim dunklen Schaffen vieler Makler und Bankiers einzutreten. Ihr damaliger Präsident Alan Greenspan hat das nachträglich mit seinem Glauben an die Autorin Ayn Rand gerechtfertigt. Und er hat sogar das Wort „Sorry“ in den Mund genommen. Aber zur Verantwortung gezogen wurde er nicht.

Schließlich die vielen Missstände an der Wall Street, die sehr viel eher einem Kasino als einem kompetent verwalteten hochkomplexen Finanzgebilde gleich. Ausländische Banken – und dabei französische noch sehr viel heftiger als deutsche oder englische – sind hart belangt worden. Was die Missgriffe amerikanischer Banken angeht, waltete Milde. Und was unsere eigentliche Frage nach persönlicher Verantwortung anbelangt, so gilt bis heute, dass die Wall Street nach wie vor ein Paradebeispiel für die amerikanische Doktrin der Straflosigkeit ist.

An deren Fortdauer hat auch der amtierende Präsident seinen geheimen Anteil. Im Wahlkampf von 2008 hatte Obama immer wieder betont, im Falle seines Sieges das *business as usual* Washingtons – die Römer nannten es „manus manum lavat“ – nicht länger dulden zu wollen. Doch rückte er schon vor seinem Einzug ins Weiße Haus von diesem Vorhaben wieder ab. In typisch amerikanischer Weise betonte er, dass er fortan lieber nach vorne schauen und nicht zu viel Vergangenheitsbewältigung betreiben wolle. Diesen Persilschein begrieffen haben, nicht auf die Pelle zu rücken. Sie sind nun eben wieder Privatleute. Ohne meinen Mitschwimmer Wolfowitz also ins Gespräch zu ziehen, kam mir doch ein pikanter Gedanke: Wie wäre es, wenn dieser Mann nicht das Privileg der amerikanischen Staatsbürgerschaft genießen würde? Was wäre, wenn er stattdessen zum Beispiel Serbe wäre? Unter solchen Vorzeichen könnte er wohl in keiner öffentlichen Schwimmbad der zivilisierten Welt das Privileg für sich in Anspruch nehmen zu baden. Denn wäre Wolfowitz Serbe, hätte er wohl heutzutage eine Anklage des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag gegen sich laufen. So, wie es im Fall von Milošević und anderen der Fall ist. Die Vereinigten Staaten haben aber bekanntermaßen die Konvention zur Einrichtung des Strafgerichtshofs nicht unterzeichnet, um ihre Amtsträger nicht vor solchen Zugriffen zu schützen.

Was bedeutet all das für das Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit? Etwas Fatales: Es herrscht ein permanenter Zustand kollektiver Amnesie. Gewiss hilft es bei der Schärfung des Verantwortungsbewusstseins und Verantwortungsbereitschafts – offiziell zentrale Kategorien amerikanischer Bürgerschafts – nicht, wenn ehemalig ranghohe oder hochbezahlte Missetäter ungehindert in ihre alten Fußstapfen treten können. Und hier schließt sich dann der Kreis meines sonntäglichen Ausflugs in den Swimmingpool: Über Paul Wolfowitz wird bereits berichtet, dass ihm in einer künftigen Administration des dritten Bushs, Jeb, des Bruders von George W., so es denn tatsächlich dazu kommen sollte, eine sehr verantwortliche Position zugeteilt würde. Für diese Aufgabe macht sich Wolfowitz schon heute fit, indem er schwimmen geht.

STEPHAN G. RICHTER
Der Verfasser lebt in Washington und betreibt dort die Netzzeitschrift „The Globalist“.

Neu im Kino

Barbie: Eine Prinzessin im Rockstar-Camp – Komplexe Erkundung der Gefühle von industriell hergestellten Puppen.

Codename U.N.C.L.E. – Alter Krieg, kalter Kaffee: Spione wärmen beides auf.

Dating Queen – Amy Schumer ist wie immer sehr lustig.

Fantastic Four – Beschämendes Superheldendebakel. (Kritik obenstehend.)

Manuscripts don't burn – Iranischer politischer Thriller. (F.A.Z. von gestern.)



Die falsch besetzten vier: Jamie Bell, Michael B. Jordan, Miles Teller und Kate Mara (von links) wünschen sich, der Blitz möge ihren Film spalten.

Foto Twentieth Century Fox

Wie kann man nur so Doom sein?

Josh Tranks Superheldencomicverfilmung „Fantastic Four“ setzt einen Tiefpunkt fürs beliebte Genre

Die ersten zwanzig Minuten sind ganz ansehnlich, die nächste halbe Stunde tut nicht weh, und dann wird es so dämmlich, schwach und falsch, dass der Regisseur Josh Trank inzwischen hat durchblicken lassen, das Studio habe ihm sein Werk per Einmischung verordnet. Wie kommt einer, der sich für eine jämmerliche Ausrede nicht noch mehr schämt als für das Desaster, dem sie gilt, ausgerechnet an einen Stoff, in dem es darum geht, dass Leute einer außergewöhnlichen Herausforderung an Körper, Geist und Charakter begegnen, indem sie weit über sich hinauswachsen?

Am Ende von „Fantastic Four“ müssen drei Helden und eine Heldin einen Ultra-misanthropen daran hindern, die Welt zu vernichten. Man ruft ihn beim Vornamen, um ihn von seinem Wahnsinn abzubringen: „Victor!“ Aber Toby Kebbell, ein begabter Schauspieler, der vermutlich

froh ist, dass man sein Gesicht unter der Formplastikmaske hier nicht erkennt, antwortet mit Recht angewidert vom Appell an eine Menschlichkeit, die der seelenlosen Effektgrüte, die ihn umgibt, vollständig abgeht: „There is no Victor. There is only Doom.“

Filmgourmets erinnert das sofort an Sjourney Weavers unheilvolles Statement als dämonisch Besessene in „Ghostbusters“ (1984): „There is no Dana. There is only Zuul.“ Es gibt nur zwei mögliche Erklärungen für dieses Echo: Entweder, irgendetwär der Meinung, dass Sätze in Drehbüchern Rohmaterial sind, das man wie Soundeffekte ausschneiden und einkleben darf, wo man's braucht (Haste mal 'n Gruselsatz?). Für dies Deutung spricht, dass eine derart dumme Meinung gut zu der Blindheit für Kontexte und der Taubheit für Nuancen passt, die Herrn Trank und seine Handlanger offen-

sichtlich daran gehindert haben, zu begreifen, dass der Weaver-Satz sich dem „Ghostbusters“-Publikum nur deshalb einprägt, weil der Film, der ihn umgibt, ihn dramatisch trägt und atmosphärisch für ihn bürgt, während die Doom-Zeile in „Fantastic Four“ im Morast einer Bild für Bild blassen Blamage steckenbleibt, deren allgemeine Jämmerlichkeit dennoch nicht erlaubt, eine zweite Möglichkeit ganz auszuschließen: Das Zitat soll ein Ausweis der Cleverness, ein Hinweis auf Vertrautheit mit allerlei ikonischer Pop-Phantastik zwischen Kino und Comic sein.

Wie erbärmlich, wenn das wahr wäre, aber andererseits just so egal, wie diesem Film am Ende die Konstellationen sind, von denen er zunächst ganz lebhaft erzählt: Zwei Freunde, die einander Brüder werden, ein knospiges Liebesdreieck, ein beleidigtes Genie – alles vergessen,

sobald die Figuren jene übermenschlichen Kräfte erlangen, die in gelungenen Superheldenfilmen dazu da sind, humano Wesenszüge zu vergrößern, statt sie unter Schwachsinn zu begraben, wie's in „Fantastic Four“ geschieht. Wer will den vielseitigen Miles Teller als sprechenden Kaugummi sehen, den quirligen Michael B. Jordan als hirnlose Lenkrakete, den leidenschaftlichen Jamie Bell als Deprivedrauf und die spröd-faszinierende Kate Mara als Billigperücken-Buffy? Kein Aas. Der Film ist also mit Recht, wie man erfährt, ein katastrophaler komischer Rohrkipper, dem zum wenigsten spektakulär großen Bockmist obendrein insgesamt fehlt, was ein Film nach dem gleichnamigen Comic von Stan Lee und Jack Kirby vor allem haben müsste, um den Kasten dieser beiden wenigsten im Scheitern gerecht zu werden: Größe.

DIETMAR DATH

Und dem Haifisch fehlt die Zähne

Puppentheater, Musical, Film: Bei den Salzburger Festspielen wird die „Dreigroschenoper“ zum großen Einerlei

An deren Fortdauer hat auch der amtierende Präsident seinen geheimen Anteil. Im Wahlkampf von 2008 hatte Obama immer wieder betont, im Falle seines Sieges das *business as usual* Washingtons – die Römer nannten es „manus manum lavat“ – nicht länger dulden zu wollen. Doch rückte er schon vor seinem Einzug ins Weiße Haus von diesem Vorhaben wieder ab. In typisch amerikanischer Weise betonte er, dass er fortan lieber nach vorne schauen und nicht zu viel Vergangenheitsbewältigung betreiben wolle. Diesen Persilschein begrieffen haben, nicht auf die Pelle zu rücken. Sie sind nun eben wieder Privatleute. Ohne meinen Mitschwimmer Wolfowitz also ins Gespräch zu ziehen, kam mir doch ein pikanter Gedanke: Wie wäre es, wenn dieser Mann nicht das Privileg der amerikanischen Staatsbürgerschaft genießen würde? Was wäre, wenn er stattdessen zum Beispiel Serbe wäre? Unter solchen Vorzeichen könnte er wohl in keiner öffentlichen Schwimmbad der zivilisierten Welt das Privileg für sich in Anspruch nehmen zu baden. Denn wäre Wolfowitz Serbe, hätte er wohl heutzutage eine Anklage des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag gegen sich laufen. So, wie es im Fall von Milošević und anderen der Fall ist. Die Vereinigten Staaten haben aber bekanntermaßen die Konvention zur Einrichtung des Strafgerichtshofs nicht unterzeichnet, um ihre Amtsträger nicht vor solchen Zugriffen zu schützen.

Was bedeutet all das für das Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit? Etwas Fatales: Es herrscht ein permanenter Zustand kollektiver Amnesie. Gewiss hilft es bei der Schärfung des Verantwortungsbewusstseins und Verantwortungsbereitschafts – offiziell zentrale Kategorien amerikanischer Bürgerschafts – nicht, wenn ehemalig ranghohe oder hochbezahlte Missetäter ungehindert in ihre alten Fußstapfen treten können. Und hier schließt sich dann der Kreis meines sonntäglichen Ausflugs in den Swimmingpool: Über Paul Wolfowitz wird bereits berichtet, dass ihm in einer künftigen Administration des dritten Bushs, Jeb, des Bruders von George W., so es denn tatsächlich dazu kommen sollte, eine sehr verantwortliche Position zugeteilt würde. Für diese Aufgabe macht sich Wolfowitz schon heute fit, indem er schwimmen geht,

STEPHAN G. RICHTER
Der Verfasser lebt in Washington und betreibt dort die Netzzeitschrift „The Globalist“.

Neu im Kino

Barbie: Eine Prinzessin im Rockstar-Camp – Komplexe Erkundung der Gefühle von industriell hergestellten Puppen.

Codename U.N.C.L.E. – Alter Krieg, kalter Kaffee: Spione wärmen beides auf.

Dating Queen – Amy Schumer ist wie immer sehr lustig.

Fantastic Four – Beschämendes Superheldendebakel. (Kritik obenstehend.)

Manuscripts don't burn – Iranischer politischer Thriller. (F.A.Z. von gestern.)

rock eines viktorianischen Gentlemans. Die im Grotesk-Verschwenderischen angelegte Szenerie hat Crouch selbst entworfen, die opulenten Kostüme Kevin Pollard.

Die Arkaden der Felsenreitschule boten zuvor schon für Schattenspiele (beim Haifischsong) den Rahmen, nun werden die darin verdeckten Krankenkonstruktionen, die übrigens alle in ihrer galgenartigen Ausgestaltung Macheaths Ende vorwegnehmen, zusammen mit dem Pawlatschenpodium zum Theater auf der Bühne. Die Ballade

der Seeräuberjenny, vorgebracht von Polly, wird vor hochgezogener marmorierter Leinwand ebenfalls von einem Schattenspiel illustriert. Zum Kanonensong von Mackie und seinem Kumpel, dem Polizeichef „Tiger“ Brown, weht ein indischer Elefant im Riesenformat aus Segeltuch. Wenn die Widersacher, Frau und Herr Peachum, ihre Bettlerhorden und Hurenregimenter dirigieren, um die Krönungsfeier zu stören, sollte die korrupte Polizei nicht doch noch die Tochter zurück- und den Verführ-

erer Macheath an den Galgen bringen, werden an den Kränen alte, zerschlissene Kleidungsstücke und Stofffetzen, das Ausstattungslager der Peachum GmbH & Co. KG, zur Warnung gehisst. Zum Einrichtung bis hin zur Tapetenwand in der biederem Behausung von Peachum klebt auf den Rückseiten tragbarer Strafensilhouetten des alten London und wird auch, zumindest das im Brecht-Weillischen epischen Dramensinne, ständig von unzähligen, hinreißend schäbig kostümierten, deutlich sichtbaren Menschenmassen hin und hertransportiert. Eine Ausstattungsorgie.

Den Macheath legt Michael Rotschopf als phlegmatischen Dunkelmann an, der selbst hinter Gittern, kurz vor der Hinrichtung, seine frisch Angetraute und Lucy, seine Gattin nach Gewohnheitsrecht, gegenüber austauscht und mit dem Polizeichef um Bestechungsgeld feilscht. Fein, aber nicht überraschend. Erstaunlicher ist, dass die Regie den Peachum als Verkörperung des Obergauers Fagin aus Oliver Twist vorführt. Graham F. Valentine, mit roten Locken und Zauselbart, spart nicht an klischeehaft-schnarrender Aussprache.

All das, dazu die neubearbeitete, auf „Easy Listening“ getrimmte, oft viel zu liebliche musikalische Untermalung zielt auf eines: Überwältigung. Wir sehen eine Collage aus einer gängigen Musicalinszenierung – „Les Misérables“ kommen in Betracht –, Puppentheater, Filmzitate – Sonja Beißwenger darf als Polly Peachum wie Marlene Dietrich im „Blauen Engel“ mit den Männern flirten –, Pferdeoper – der reitende Bote mit dem Begnadigungs-schreiber der Königin kommt mit Kavalleriebegleitung – und ein wenig Reminiszenz ans epische Drama und Lehrstück über den bösen Kapitalismus. Soll man also lachen oder weinen, wenn beim Satz „Was ist der Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ aus den hinteren Parkettreihen Szenenapplaus aufbran-det? Frei nach Kästner: Im Toggenburger Stadttheater hätten sie an diesem Abend das Stück verstanden. Crouch erklärt uns den Brecht (und den Weill) nicht neu, er überfällt uns damit. MARTIN LHOSTKY



Im Setzkasten: Sonja Beißwenger als Polly, Michael Rotschopf als Macheath Foto dpa

Habermas und Taylor

Kluge-Preis an zwei Philosophen

Jürgen Habermas und der kanadische Sozialphilosoph Charles Taylor erhalten in diesem Jahr den John W. Kluge Prize for Achievement in the Study of Humanity. Er gilt als inoffizieller Nobelpreis für geistes-

wissenschaftliche